

Nun wird man wissen wollen, wie denn eigentlich sein edles und kostbares Wesen ist. Man möchte es doch gern beschrieben haben. Es ist aber von einer so beflügelten, so geistigen — und wagen wir nur, sie recht zu nennen — so himmlischen Natur, daß es sich kaum mit unseren groben Worten erfassen läßt. Vielleicht wird man mich verstehen, wenn ich, etwas maniert, sage: Sein Wesen ist die reinst, sich bald mit Laune, bald mit Leidenschaft ausstrahlende Cultur. Es gibt glückliche Geschlechter, die sich vom Vater zum Sohn nur die Tugenden zureichen, während ihre menschlichen Sünden allmählich verblasen: zuletzt kommt dann ein schöner Jüngling hervor, sehr milde und mit jenem stillen Zug von Trauer, den die Griechen solchen Statuen gaben, wie ein Gefäß, das bis an den Rand zu voll von Güte ist und nun gleichsam selber Angst hat, sich zu verschütten. Bei Plato begegnen wir diesen Jünglingen oft; er muß sie sehr geliebt haben. In ihrer sanften und huldvollen Größe sehen wir sie da, vom Ringen ein wenig müde, an einer Säule lehnen, wie sie den Philosophen zuhören und sie ausfragen: denn sie möchten gern so gut werden, als sie schön sind. Manchmal stimmen sie auch, damit die Gefühle ihnen nicht das Herz sprengen sollen, die Hymne an die furchtbare Pallas an oder sie gehen, umschlungen, in Gedanken hin und her. Man erinnere sich etwa des Charmides, den Sokrates einmal schildert: wie er bescheiden, sehr schamhaft, leicht erröthend, wenn er mit den Weisen spricht, von einem tiefen Ernst, der aber doch heiter ist und gleichsam in der Sonne zu liegen scheint, und mit der innigsten Grazie der Geberden über das Leben nachdenkt. Aber nun dürfen wir doch, das hat schon Taine gesagt, wir dürfen nicht vergessen, daß eben diese Schüler des Plato zugleich auch die Krieger des Perikles gewesen sind: so gewaltig und schrecklich vor dem Feinde als sonst zärtlich und sanft. Wie wir die Engel auf den Bildern, die sie mit dem Teufel kämpfen lassen, plötzlich Flammen sprühen und mit einem entsetzlichen Zorn über die Bösen fallen sehen, so sind diese philosophischen Knaben die wildesten Helden geworden: denn das Gute ist sanfter Art und benimmt sich schon, bis es bedroht wird, aber dann bricht es wie ein Element, mit Wuth und Haß, verheerend über den Widersacher herein.

Jetzt wird man mich vielleicht verstehen, wenn ich sage: die Kunst des Rainz ist die Darstellung des platonischen Jünglings im Frieden und im Krieg. Besser kann ich sie nicht definieren. Mit den feinsten und heitersten Farben malt sie das Glück der reinen Seele aus, aber keine hat jemals im Streit gegen die rohen Dinge, gegen die den Jüngling bedrohende Welt schrecklichere und erhabener Accente gehabt. Wie ein Guter sich gegen das Leben verteidigen muß, wie es ihn schlecht machen will und ihm doch nichts anhaben kann, ja, wie er am Ende im Leiden sogar durch seine Schönheit Herr über alle dunklen Mächte wird, dies ist immer ihr Sinn. Die größte Kraft hat sie darum auch, wenn sie, ohne erst eine Maske zu nehmen, sich selbst spielen darf: wie bei Shakespeare. Wenn man ihren Romeo gesehen hat, kann man keinen anderen mehr vertragen: denn dieser mag noch so gut sein, man wird das Gefühl nicht mehr los, den wirklichen Romeo persönlich gekannt zu haben, nämlich eben den des Rainz. Der letzte Sinn des Romeo scheint ja mit dem Wesen des Rainz dasselbe zu sein. So auch der Mustan, so der König von Toledo und alle Rollen streitbarer Jünglinge, die ihre Cultur gegen Barbaren zu verteidigen haben.

Hat sich unser Publicum den alten Wiener Sinn für die große Kunst bewahrt, so muß es Rainz mit Enthusiasmus aufnehmen. Wir reden ja immer von jenem „Geist des Burgtheaters“ und damit kann doch nur gemeint sein, daß wir an dem hohen Begriff der Schauspielkunst festhalten wollen, dem es vom Schauspieler nicht genügt, das Metier zu wissen, sondern dem er ein festlicher Träger von Schönheit sein soll. Wie oft hören wir rufen, daß uns mit Virtuosen nicht gedient ist, sondern daß wir große Menschen wollen, wie die Alten waren! Nun, einen größeren Menschen, als Rainz ist, hat die deutsche Bühne heute nicht. Zieht er bei uns ein, so kann das Burgtheater wieder werden, was es unter Witterwurzler gewesen ist. Wenn es aber der elenden Clique gelingt, die seit Wochen schon an der Arbeit ist, ihn auf ihre häßliche und tückische Art zu gefährden, dann müssen wir unsere letzten Hoffnungen vergraben.

Sermann Bahr.

### Die Woche.

#### Politische Notizen.

Die Kugel des Abgeordneten Wolf hat dem Grafen Badeni unendlich wohlgethan. Die Thatsache, daß er mit Schießwaffen ebensovienig umzugehen versteht, als mit geistigen Waffen, hat selbst seine erbittertesten Gegner mittheilidig gestimmt. Vierzehn Tage bereits erfreut er sich ihrer Schonung. Diese kostbare Pause hat man mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart benützt, um in aller Eile und lange vor der Zeit die bedrohten Delegationen wahllos widerstandslos durchzuführen zu lassen. Der Coup ist vortrefflich gelungen, und Graf Badeni süßt sich wieder gewissermaßen regierungsfähig. Er hat das Mittel gefunden, um jeweils seinen Willen im Abgeordnetenhaus durchzusetzen. Das Mittel ist nicht, wie bei anderen Staatsmännern, die Liebe, — denn den Grafen Badeni liebt Niemand — und auch nicht die Furcht, — denn es fürchtet ihn auch Niemand — sondern — frei nach Schopenhauer — das Mitleid der Zeitgenossen. Die Delegationswahlen hat ihm sein angegeschaffener Arm erwirkt. Geht das Ausgleich-

provisorium nicht zusammen, so kann er sich im äußersten Fall, sagen wir, die Pulsadern aufschneiden, um den Widerstand der Opposition zu brechen. Und will man ihm das Budget verweigern, so kann er eine aus abgebrochenen Zündhölzchenköpfchen zubereitete Phosphorlösung trinken. Solch Unternehmen hat, wie aus den Localnotizen der Zeitungen wohl bekannt, so oft schon seine bezwingende Wirkung auf Männerherzen erprobt. Warum nicht auch einmal im Abgeordnetenhaus beim Budget? Der Versuch wäre jedenfalls die unvermeidlichen Magenkrämpfe wert. Gelingt er, dann ist die Regierungsfähigkeit des Grafen Badeni über jeden Zweifel erwiesen. Denn, wenn auch über seinen Geist die boshaftesten Gerüchte umlaufen: die Widerstandsfähigkeit seines Körpers wagen auch seine schärfsten Kritiker nicht zu bezweifeln. Und solange sein Körper die Pflife anhält, kann er in besagter Weise durch Mitleid immer noch fortregieren.

Ein Sonderling ist der Abgeordnete Hofrath Kareis. Er ist nämlich, wie seine Nothstandsrede bewies, der einzige Anhänger des Grafen Badeni in- und außerhalb des Parlaments.

Als alter „Liberaler“ hat der Herr Hofrath Kareis auch seine eigenen Ideen über die Freiheit. Er sagte nämlich in seiner Rede wörtlich: „Freien wir dieses Oesterreich, wo die Freiheit eine Grenze erreicht hat, wie man sie selten in einem anderen Lande findet.“ Ehemals schwärmten die Liberalen für die Freiheit ohne Grenzen, jetzt nur mehr für die Grenzen der Freiheit. Und da die Freiheit in Oesterreich unter Badeni in der That eine „Grenze erreicht“ hat, wie man sie kaum enger in dem Mettenich'schen Oesterreich findet, erscheint die Badeni-Verehrung des Hofrathes Kareis logisch gerechtfertigt. Wenn ein Land noch den Reid des sonst so zufriedenen Hofrathes zu erwecken vermag, so ist es vermuthlich das Land Galizien, allwo die Freiheit eine Grenze erreicht hat, wie man sie selbst unter Badeni im übrigen Oesterreich nicht findet.

Rühmend hob Herr Dr. Lueger in seiner Nothstandsrede hervor, „daß das Militär in Oesterreich nie ein Standesbewusstsein in dem Sinne entwickelt hat, wie es vielleicht in anderen Staaten der Fall ist.“ Das stimmt, wenigstens was die Haltung des Officiers Prinzen Alois Liechtenstein im Falle Bergani betrifft.

Die ebenso geist- als charaktervolle Idee der Jungcechen bei der Majoritätsbildung gieng darauf hinaus, daß sie, die Jungcechen, ihre politisch-liberalen Anschauungen ihren nationalen Bestrebungen opfern sollten, während die Deutschclericalen wieder ihre nationalen Interessen um ihrer clericalen Zwecke willen aufzugeben hätten. Auf den ersten Theil dieser Proposition sind die Deutschclericalen eingegangen, die Aufopferung des Jungcechischen Liberalismus haben sie ohneweiters angenommen. Nur den zweiten Theil der Proposition lehnen sie ab. Das haben sie mit dem Antrag Dipauli bewiesen. Sie wollen den Jungcechen für deren Liberalismus nichts, nicht einmal die kleinste nationale Phrase hergeben. Vermuthlich, weil er von jeher nichts wert war.

Im übrigen braucht man wegen der neuesten Mißhelligkeiten für den Weiterbestand der gegenwärtigen Majorität nicht zu fürchten. Wie lautet doch unsere alte Variante? „Majorität schlägt sich, Majorität verträgt sich.“

#### Volkswirtschaftliches.

Man hat schon lange gewußt, daß Finanzminister ihr Budgetspräliminare mit Ueberschuss oder Deficit saldieren lassen, wie es ihnen gerade zu ihren politischen Zwecken paßt, aber zugegeben hatte es bis heute keiner. Herr v. Bilinski ist aufrichtiger. In seinem Finanzexpofé sagte er wörtlich: „Wir haben aber dafür den Ueberschuss, welcher, wie die geehrten Herren gehört haben, im Vorjahre 900.000 fl. betragen hat, mit 3,969.000 fl. aufgestellt, weil wir eine gewisse Summe, die wir nicht genau kennen, vorbehalten müssen, um die durch die Delegationen festzustellenden Mehrausgaben zu decken.“ Nicht nur die Aufrichtigkeit dieser Rede ist zu loben. Herr v. Bilinski übertrifft seine Vorgänger um ein Beträchtliches, wie aus dem citierten Wortlaut hervorgeht. Er constatirt nicht nur einen Ueberschuss, wie er ihn braucht, sondern er geht von vornherein von einem ziffermäßig genau fixirten Ueberschuss aus, um den herum er Einnahmen und Ausgaben wohlgeordnet gruppiert. Am Anfang war der Ueberschuss. Wie macht man nur eine Kanone? Man nimmt ein Loch und gießt Metall herum.

Zwar, wenn man es genauer betrachtet, ist das Kunststück vielleicht nicht groß. Erstens kann man in dem Wust von Posten den einen oder die anderen je nach Bedarf höher oder niedriger präliminieren. Und dann hat Herr v. Bilinski sein neugeschaffenes Investitionsbudget. Soll der Ueberschuss größer werden, stellt er etliche Ausgaben aus dem Ordinarium hinüber, braucht man ihn geringer, so läßt man eben etliche Posten in jenem Topf. Die eingangs erwähnten Worte des Herrn v. Bilinski sind auch das Eingeständnis dessen, was er voriges Jahr so hart bestritten, daß das Investitionsbudget da ist, um ein etwaiges Deficit zu verbergen. Zwar seiner Bestätigung bedarf es nicht. Obwohl die vorjährigen heißen Gegner dieser Neuerung heuer merkwürdig ruhig geworden sind, hat das Investitionsbudget doch seinen Charakter nicht geändert; neben etlichen Posten, welche wie einzelne Localbahnbauten, größere Stationsanlagen, Fahrparkvermehrungen zc. berechtigterweise als durch Anleihen zu bedeckende Investitionen zu bezeichnen sind, sind auch heuer mehr als die Hälfte der Ausgaben solche, welche im geordneten Staatshaushalt aus den laufenden Einnahmen gedeckt werden müssen, sowohl deshalb, weil sie keinerlei Erträgnis abwerfen, als auch, weil sie alljährlich an denselben oder an anderen Orten wiederkehren. Dazu gehören Justiz- und Schulbauten, Amtsgebäude, Wächterhäuser und viele andere Posten, welche sich von gleichartigen in ordentlichen Budget nur dadurch unterscheiden, daß der Minister sie eben auf ein anderes Conto verbucht hat. Wären es ausnahmsweise vorkommende Ausgaben, so könnte man sich deren Deckung durch ein Anlehen wohl gefallen lassen, so aber